

„Balken in unseren Augen“

Der Kampf der ökumenischen Bewegung gegen den Rassismus

VON ANS J. VAN DER BENT

Aus Raumgründen können wir leider den ersten einführenden Teil über die Geschichte des Antirassismus-Programms an dieser Stelle nicht veröffentlichen. Der Artikel erscheint im vollen Wortlaut in „The Ecumenical Review“ 2/1980; die deutsche Übersetzung kann in der Ökumenischen Centrale angefordert werden.

Fragen für die achtziger Jahre

Was hat das Programm zur Bekämpfung des Rassismus bisher erreicht? Was bleibt noch zu tun? Wie haben die Kirchen darauf reagiert? Wird es immer noch zu Kontroversen in den Kirchen führen und großes Interesse bei den Massenmedien erwecken? Diese und andere Fragen zwingen den Ökumenischen Rat, sich Gedanken über die achtziger Jahre zu machen.

In seinem Bericht vor dem Zentralaussschuß in Kingston, Jamaika, im Januar 1979 hat Philip A. Potter die Geschichte des Kampfes gegen den Rassismus beleuchtet und die Frage gestellt, warum der Sonderfonds in manchen Kreisen so großen Zorn hervorgerufen hat. Er gab mehrere Gründe dafür an, warum der Ökumenische Rat so heftigen Angriffen seitens der öffentlichen Medien und der Kirchenpresse ausgesetzt ist. Er forderte den Zentralaussschuß dringend auf, „einen Beratungsprozeß darüber in Gang zu setzen, wie die Kirchen in den achtziger Jahren im Kampf gegen den Rassismus beteiligt werden können unter Berücksichtigung dessen, was in den zehn Jahren seit Bestehen des Antirassismus-Programms geleistet worden ist. In diesem Zusammenhang können wir im Lichte unserer Erfahrung überprüfen, welches die wirksamsten Instrumente sind, um das Ziel, das wir uns gesetzt haben, zu erreichen und um die Kirchen in einer Weise zu engagieren, die es ihnen ermöglicht, die Probleme klar zu erkennen.“

Dr. Potter schlug zweitens vor, daß „wir uns der Aufforderung, einige Überzeugungen und Standpunkte zu Fragen der politischen Ethik klar zu formulieren, wirklich stellen (sollten). Im Bericht des Beratungsausschusses zum Thema ‚Grundlagen einer gerechten, partizipatorischen und verantwortbaren Gesellschaft‘, in dem ein Vorschlag in diesem Sinne gemacht wird, heißt es: ‚Im Mittelpunkt sollten Fragen der politischen Ethik stehen, das heißt, man sollte die Strukturen der Macht, der Partizipation und der

politischen Organisation auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene untersuchen“.¹

Der Zentralaussschuß stimmte diesem Vorschlag zu, einen Beratungsprozeß mit den Kirchen in Gang zu setzen im Blick auf die Bekämpfung des Rassismus im kommenden Jahrzehnt. Regionale ökumenische Konferenzen und verschiedene Kirchen in Afrika, Asien, Lateinamerika, Nordamerika und Europa haben die Initiative dazu ergriffen, Konsultationen auf kontinentaler und nationaler Ebene zu organisieren und neu auftauchende Probleme und Komplikationen im Kampf gegen den Rassismus von ihrer spezifischen geographischen und historischen Perspektive her zu betrachten.

Eine Weltkonferenz über „Die Antwort der Kirchen auf den Rassismus in den achtziger Jahren“ ist für den 16. — 21. Juni 1980 in den Niederlanden geplant. Dabei soll erörtert werden, wie der vielfältige Kampf gegen den Rassismus angesichts der tiefgreifenden Veränderungen in den letzten zehn Jahren weitergeführt werden kann. Zwei Anliegen stehen obenan auf der Tagesordnung: „a) in verschiedenen Regionen und Situationen voneinander zu erfahren, welche qualitativ neuen Aspekte des Rassismus — offen und verborgen — sich sowohl in den Kirchen als auch in der Gesellschaft entwickeln, die ernsthaft berücksichtigt werden müssen; b) wie diesen Formen des Rassismus auf lokaler, nationaler, regionaler und weltweiter Ebene zu begegnen ist, wobei die schon gewonnenen Erfahrungen, die aufgeworfenen Fragen und die in den letzten Jahren geübte Kritik zu berücksichtigen sind.“

Wir sehen heute klarer denn je, daß Gleichgültigkeit und Flucht angesichts rassischer Vorurteile, Unterdrückung und Ausbeutung sich sowohl bei den Kirchen als auch bei den einzelnen Christen in vielen raffinierten Formen psychologischer Verdrängung äußern kann. Wir müssen uns ständig das Gebot Christi vor Augen halten: „Du Heuchler, zieh zuvor den Balken aus deinem Auge und siehe dann zu, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest!“ (Lk 6,42). Wenn man besorgt ist angesichts der zerstörerischen Politik der Apartheid in Südafrika, so ist damit noch lange nicht sichergestellt, daß man sich auch den himmelschreienden Rassismus zu Hause zu Herzen nimmt (z.B. gegenüber Gastarbeitern in den reichen Ländern Europas). Andererseits erhalten lokale rassische Konflikte ihre wahrhaft unmenschliche Dimension erst, wenn man sie in der weltweiten Verstrickung des Rassismus sieht.

Seit 1969 ist immer wieder betont worden, daß der Rassismus tief in den Strukturen der Gesellschaft und in der sozio-ökonomischen Politik der Regierungen verwurzelt ist. Diese Strukturen und diese Politik müssen radikal in Frage gestellt und durch und durch verändert werden. Der Kampf für eine neue Gesellschaft, in der die verschiedenen Rassen in Gerechtigkeit, Gleichheit und Frieden miteinander leben können, muß weitergeführt werden. Doch erst jetzt, am Ende des vergangenen Jahrzehnts, entdecken wir, daß jeder einzelne Mensch in der Tiefe seines Herzens und Geistes ein Rassist ist. Er hat einen Balken in seinem Auge. Erst jetzt begreifen wir in einer tieferen Dimension, daß rassistische Menschen rassistische Gesellschaftsstrukturen schaffen und daß diese rassistischen Strukturen ihrerseits rassistische Verhaltensweisen der einzelnen bestätigen und verstärken. Wie können wir aus diesem Teufelskreis ausbrechen?

Von seinem karibischen Hintergrund und seiner langen Erfahrung in der ökumenischen Bewegung her kennt Dr. Potter ganz besonders den Teufelskreis des Rassismus. Bei vielen Gelegenheiten hat er ganz offen über seine schmerzhaften Entdeckungen und Erfahrungen gesprochen. In seiner Ansprache vor der *Fellowship of Reconciliation* anlässlich der Alex Wood Memorial Lecture 1974 hat er nicht gezögert zu sagen: „Ich weiß in meinem innersten Sein, wie schwer es ist, die Vergangenheit und die Gegenwart zu überwinden; und die Trennung, die das zwischen Ihnen und mir geschaffen hat, ist um so härter, als die meisten von Ihnen in diesem Land demgegenüber so gleichgültig und selbstgefällig sind, obwohl sie in erhabenen Worten von ihrer Betroffenheit sprechen — doch ohne teure Akte der Versöhnung. Ich weiß auch, wie sehr dies alles verquickt ist mit meiner eigenen Unfähigkeit, mir selbst die Verachtung zu vergeben, die ich gegenüber Weißen hege, und die daraus resultierende Verachtung meiner selbst.“

Geltungsbedürfnis und Gleichgültigkeit gegenüber anderen waren jedoch nicht Philip Potters letzte Worte. Er fuhr fort: „Wir sind denen gleichgestellt, die Christus gekreuzigt haben und die ihn *von neuem* kreuzigen, und wenn wir gelernt haben zu hören und zu geben, dann sind wir auch ihm gleichgestellt in seinem Stöhnen der Trennung von Gott. *So und nur so* können wir Vergebung erfahren, nur so können wir *immer und immer wieder* aus unserer Trennung von Gott und voneinander befreit und neu gemacht werden in der Kraft seiner Auferstehung, um versöhnt und in sein Versöhnungswerk miteinbezogen zu werden. *So und nur so* können wir befähigt werden, teilzuhaben an seinem brennenden Zorn gegenüber

den Trennungen, die durch menschliche Sünde verursacht sind, und an seinem nicht müde werdenden Mitleid für die Sünder.“²

Ich habe mit Absicht die Worte „von neuem“, „so und nur so“ und „immer und immer wieder“ im letzten Zitat hervorgehoben, weil seltsamerweise der Zentralausssuß 1969 in Canterbury erklärt hat: „...wir werden eines Tages, bald schon, siegen.“ Mit Philip Potter und dem ersten und zweiten Generalsekretär des Ökumenischen Rates wissen wir nun, daß der Kampf gegen Fürstentümer und Gewalten, die Austreibung von Teufeln in den sozialen Strukturen, die Reue angesichts der individuellen und kollektiven menschlichen Sünde, das Risiko, uns selbst von allen Seiten verwundbar zu machen, und unsere gehorsame Antwort auf Gottes Liebe nicht aufhören dürfen. Das sollten wir in den achtziger Jahren aus noch tieferer Überzeugung heraus tun, gestärkt durch den Glauben, daß es im Reich Gottes keine Spur von Rassismus mehr geben wird.

Die Diskussion über Gewalt und Gewaltlosigkeit

Die ökumenische Studie „Gewalt, Gewaltfreiheit und der Kampf für soziale Gerechtigkeit“, die den Kirchen 1973 vom Zentralaussschuß zum Studium, zur Stellungnahme und zu entsprechendem Handeln empfohlen wurde, sollte auf keinen Fall als ein endgültiges Dokument zu den Akten gelegt werden. Es herrscht in theologischen Kreisen noch weitgehend Unklarheit darüber, ob Jesus ein Pazifist oder ein Revolutionär war. Eine beträchtliche Anzahl zeitgenössischer Theologen vertritt die Auffassung, daß Christi Leiden und Sterben politische Mittel waren, um die Menschheit von Armut und Unterdrückung, Rassismus und Unwissenheit zu befreien. Jesus predigte den Armen und Unterdrückten nicht Unterwerfung und Resignation. Er verurteilte vielmehr die Reichen und die Ausbeuter.

Im Matthäusevangelium sind die Worte Jesu überliefert, daß er nicht gekommen sei, um Frieden, sondern das Schwert zu bringen. Frieden zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, Weißen und Farbigen ist nicht möglich. Jesus ermahnte seine Jünger und Freunde, ihr Kreuz auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen. Zu seiner Zeit war die Kreuzigung eine Strafe für Sklaven, Entflozene und Ausgestoßene. Politische Aufrührer von höherem Stand wurden ebenfalls ans Kreuz genagelt. Jesus selbst hat sich bewußt dazu entschlossen, den gleichen grausamen Tod zu sterben. Tragischerweise hat die Kirche vergessen, daß das Kreuz als Folterwerkzeug von der herrschenden Klasse über das Proletariat verhängt wurde.

Das Christentum hat dann bald das Tragen des Kreuzes als einen Akt der Buße und der Selbstverleugnung spiritualisiert.

Andere christliche Theologen sind nach wie vor der Überzeugung, daß vom Leben und von der Botschaft Christi nur eine Ethik der Gewaltlosigkeit und der verwundbaren Liebe abgeleitet werden kann. Wenn man Jesus zu einem Guerillakämpfer, einem politischen Agitator und Revolutionär macht oder seine Botschaft vom Reich Gottes in ein Programm für politisches und soziales Handeln verwandelt — so betonen sie —, dann führt das notgedrungen zu einer Verzerrung der Evangelienberichte, einer willkürlichen Exegese isolierter Texte und einer verhängnisvollen Nichtachtung seiner Botschaft in ihrer Gesamtheit.

Wenn Jesus sich wirklich wie die Aufrührer seiner Zeit gebärdet, die römische Obrigkeit herausgefordert und die Befreiung der jüdischen Sklaven verkündet hätte, dann wäre sein Wirken nur eine Episode in der Geschichte geblieben. Er rief im Gegenteil zum Gewaltverzicht auf: den Übeltätern nicht zu widerstehen, denen Gutes zu tun, die hassen, die zu segnen, die verfluchen, und für die zu beten, die verfolgen. Seine ganze Botschaft läuft nicht darauf hinaus, durch gewaltsame Mittel eine bessere Zukunft für die Armen und Unterdrückten herbeizuführen, sondern verkündet vielmehr, daß wer immer zum Schwert greift auch durch das Schwert umkommen wird.

Es ist nicht zufällig, daß viele Christen und christliche Gemeinschaften keine klare Antwort auf die Frage geben können, welchem Christus sie nachfolgen. Sie werfen einander auch oft vor, daß sie das Evangelium falsch interpretieren. Das Programm zur Bekämpfung des Rassismus ist zu einer umstrittenen Sache geworden. Wie können wir über die erhitzte, aber sterile Diskussion über Gewalt und Gewaltlosigkeit hinauskommen? Welche Theologen können uns helfen, eine Theologie des Handelns zu entwickeln, die gelebt werden kann? Eins ist ganz gewiß: Jesu Verkündigung des Reiches Gottes offenbart eine sehr viel tiefere Wirklichkeit: der Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt wird durch seine Macht als Gekreuzigter durchbrochen. Das bedeutet, daß das komplizierte Problem der Gewalt oder Gewaltlosigkeit schon besteht, lange bevor irgend jemand zum Gewehr greift. Es liegt im Kern allen menschlichen Gemeinschaftslebens, besonders dort, wo der Rassismus akut ist. Vor allem weiße Christen sollten sich davor hüten, den Begriff der Gewaltlosigkeit zu gebrauchen; denn er könnte sehr wohl auf die Aufrechterhaltung des götzendienerischen Status quo einer unterdrückerischen Gesellschaft hinweisen. Alle Christen ha-

ben einen langen Weg zurückzulegen zu einem rechten Verständnis und einer entsprechenden Ausübung der Macht des gekreuzigten Christus.

Feuerwaffen für Pastoren

Diese Macht ist eine Herausforderung für weise und vorsichtige, de facto jedoch selbstgefällige und distanzierte Christen, die betonen, daß nur friedliche und gesetzestreue Kräfte konstruktiv dem Problem der rassischen Ungerechtigkeit und der Unfreiheit begegnen können. Es gehört nicht viel Mut dazu, sogenannten aggressiven und revolutionären Christen romantische Visionen von Gerechtigkeit und Illusionen im Blick auf eine schnelle Reform oder revolutionäre Verwandlung der Gesellschaft vorzuwerfen. Es ist genauso leicht zu behaupten, die seit 1968 verbreitete Überzeugung, daß der Kampf gegen den Rassismus eine Umverteilung der politisch-ökonomischen Macht von den Mächtigen auf die Machtlosen zur Folge hat, stamme direkt von einer plötzlichen und blinden Übernahme säkularer Ideologien, insbesondere des marxistischen Gedankengutes. Nur Christen, die naiv sind im Blick auf die Notwendigkeit eines weltumfassenden sozialen Wandels, können wie Edward Norman schreiben: „In ihren Todesschmerzen geben die westlichen Kirchen die Ursachen ihrer eigenen Krankheit — die Politisierung der Religion — an ihre gesunde Nachkommenschaft in den Entwicklungsländern weiter.“³

Wie gesund diese Nachkommenschaft in Namibia ist, ersieht man aus der Entschlossenheit der Niederländisch-reformierten Kirche, ihre Pastoren mit Feuerwaffen auszustatten, um den „Terrorismus“ zu bekämpfen. Der *Windhoek Advertiser* hat in einer Ausgabe vom November 1979 auf der ersten Seite über den Beschluß der Niederländisch-reformierten Kirche berichtet: „Die Synode ist grundsätzlich nicht dagegen, Handgewehre an Mitarbeiter auszugeben, doch die Synode würde es vorziehen, wenn die Mitarbeiter den Schutz der Sicherheitsdienste in Anspruch nähmen.“ Hier wird offensichtlich mehr Vertrauen in Gewehre und Sicherheitskräfte gesetzt als in die Macht des gekreuzigten Christus.

Doch diese Macht ist auch eine Herausforderung für scheinbar entschlossene und revolutionäre Christen. Ohne das ständige Gebet um Vergebung und Gnade gibt es keine Gewähr dafür, daß Taten der Buße nicht billig werden und zu unkontrollierten, selbstbewußten politischen Routineprogrammen entarten, die den Anspruch auf universale Gültigkeit erheben. Keine Spiritualität des Kampfes, kein Mitempfinden für das menschliche Drama, kein immer wieder neuer Hinweis auf die Notwendigkeit der

Erneuerung in der ökumenischen Bewegung kann einen angemessenen Ausdruck des christlichen Glaubens gewährleisten und automatisch zur Humanisierung der Gesellschaft führen. Christen, die an der vordersten Front im Kampf gegen den Rassismus stehen, werden immer wieder in das Netz der Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber dem Menschen verstrickt und werden auf allen Seiten verwundbar, wenn ihre Taten der Buße in den tiefsten Beweggründen geprüft werden.

Eine Antwort auf Gottes Liebe

Das führt mich zu einer letzten Beobachtung. Philip Potter spricht zu recht von der „Teilhabe am brennenden Zorn Christi gegenüber den Trennungen, die durch die menschliche Sünde verursacht sind“. Der harte Kampf gegen den Rassismus und die Weisheit, zwischen Gewalt und Gewaltlosigkeit zu unterscheiden, hängt letztlich von der Erkenntnis des Zornes des Menschensohnes ab. In seinem Leben, Leiden und Sterben ist Christus der Vollstrecker des göttlichen Zornes. Das hat nichts mit der Versöhnungslehre zu tun, so als ob er dazu bestimmt wäre, den Zorn des Vaters zu besänftigen. Die ganze theologische Debatte über die Frage, ob der göttliche Zorn persönlich oder unpersönlich ist, kann vermieden werden, wenn der Zorn Christi nicht als Ausdruck moralischer oder persönlicher Vergeltung verstanden wird, sondern als seine Auseinandersetzung mit Sünde, Tod, Gesetz und Fluch. Er offenbarte sowohl die Macht echten Zornes als auch die Macht, Zorn in erlösendes Leid und Heil zu verwandeln. Das Bild unseres Herrn, der an den Tischen der Geldwechsler und Händler mit einer Geißel in der Hand erschien, ist nicht ein Bild der Unterdrückung des Zornes, sondern ein Bild seiner Beherrschung.

Die Verfasser des Neuen Testaments — das sei hier festgehalten — sehen den Zorn und seine Folgen als etwas, was in der christlichen Gemeinde vermieden werden muß. Paulus kennt die unkontrollierbaren Regungen des Zornes und ermahnt die Gläubigen, nicht im Zustand des Zornes zu verharren (Eph 4,26). Zu den Quellen des üblichen Zornes gehören Stolz, Gier und Angst, Sicherheit und Macht zu verlieren. „Denn im Zorn tut der Mensch nicht das, was vor Gott recht ist“ (Jak 1,20).

Doch Zorn, dem es um die göttliche Gerechtigkeit geht, ist gerecht. Nicht Menschen, die sich wenig um ihre Mitmenschen oder Institutionen kümmern, sondern Menschen, die tiefe Liebe und Loyalität zu empfinden vermögen, können wahrhaft zornig sein. In Christus ist es menschlich, durch Betrug, Grausamkeit, Verrat oder die Bereitschaft, den Schwachen

zu verraten oder zu vernichten, zum Zorn erregt zu werden. Es hängt viel von unserem Verhältnis zu Gott und seiner kostbaren Schöpfung ab. Und noch mehr hängt ab von unserer ständigen Bitte um Vergebung unserer Sünden.

Wenn nur die Ortskirchen überall erkannten, daß das Antirassismus-Programm des Ökumenischen Rates — auch in den achtziger Jahren — „nur ein Teil der Antwort auf Gottes Liebe“ ist, dann würden die akuten Rassenkonflikte in ihrer eigenen Umgebung auch bei ihnen eine gehorsame Antwort hervorrufen. Nur weinende, zornige und lobende Kirchen folgen ihrem Meister. Sie kennen die verheerende Wirkung der (Erb-)Sünde des Rassismus und die Frustration des gewaltsamen und gewaltlosen Kampfes dagegen, weil der Feind in ihnen selbst ist; und sie kennen Jesu letzten Schrei am Kreuz: „Es ist vollbracht“.

ANMERKUNGEN

- ¹ Bericht des Generalsekretärs, in: epd-Dokumentation Nr. 6/79, 25.
- ² Philip A. Potter, *The Love of Power and the Power of Love*, New Malden, Fellowship of Reconciliation, 1974.
- ³ Edward Norman, *Christianity and the World Order*, New York 1979.